

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Der Führer. 1933-1936 1934

210 (2.8.1934) Vor 20 Jahren

Vor 20 Jahren

SONDERBEILAGE DES „FÜHRER“ ZUM 20. JAHRESTAG DES KRIEGSAUSBRUCHS

Paul Oskar Höcker:

An der Spitze meiner Kompanie

(Copyright by Nordische Gesellschaft, Lübeck. Nachdruck, auch auszugsweise, verboten.)

Als ich vor zwanzig Jahren an der Spitze meiner märkischen Landwehrkompanie über die belgische Grenze gegen den Feind ritt, ein zwar sportgeübter, doch immerhin schon neun- und vierzigjähriger Schreibstillschreiber, da hatte ich gleich jedem meiner Landwehrmänner die feste, tröstliche Ueberzeugung: das Weihnachtsfest feiern wir wieder daheim! Selbstverständlich glaubten wir an den Sieg der deutschen Waffen — aber wir glaubten auch an den Friedenswillen unserer Nachbarn. Keiner von uns wußte, wie lange schon die raffiniert ausgedachten Vernichtungspläne zurücklagen, die Frankreich mit Rußland, England und Belgien abgeschlossen hatte. Der deutsche Bürger damals ja völlig unpolitisch und überließ das Geschäft der Geheimdiplomatie vertrauensvoll den dafür ausgebildeten Detektiven des auswärtigen Amtes.

In den ersten Wochen traten an uns nur wenig andere Nachrichten heran als jene, die unser Großes Hauptquartier uns zukommen ließ. Wir hörten von unseren Siegen und hörten von immer neuen Kriegserklärungen fremder Völker, die für viele meiner Wehrleute kaum ein geographischer Begriff waren. Erst ganz allmählich ging uns eine Ahnung davon auf, wie ungeheuerlich die Macht der Lüge war, die uns in der ganzen Welt verleumdete. Und wir waren entsetzt, als wir den nun endlich in unsere Hände gelangenden Zeitungen unserer Feinde entnahmen, daß diese Verhetzung und Brunnenvergiftung nicht der Kriegspsychose der letzten Wochen und Monate entsprang, sondern daß sie das schlaue geplante Werk von Jahren und Jahrzehnten war. Unsere Nachrichtenabteilung schien die Wirkung all der verheerenden Presseartikel im Ausland, um die sie amtlich ja gewußt haben mußte, doch viel zu niedrig eingeschätzt zu haben. Es rächte sich jetzt, daß man auf unseren Heimern den „verfluchten Zeitungsfreiberer“ von jeher so wenig Bedeutung beigemessen

hatte. Immer dicker und schwärzer ward für uns der Horizont. Aber gerade in diesem schweren Herbst 1914, in dem uns der Vernichtungswille unserer Feinde von Tag zu Tag klarer wurde in seinem furchtbaren Ernst, blühte in uns Männern, von denen der Jüngste nicht unter 35 Jahren war, eine warme, herzliche Kameradschaft auf. Der Tod hatte in den ersten Gefechten schon erschreckende Auslese in unseren Reihen gehalten. Einer wußte vom andern, von seinem Zuhause, seinem Beruf, seiner Frau, seinen Kindern, seinen Eltern. Auf tagelangen Marschen in schlaflosen Nächten war man einander nahegerückt. Wir hatten den leichten Mandörton von früher verloren. Nüchtern Soldatengeist verband uns jetzt. Und als nun der Bewegungskrieg aufhörte, als wir durch das zerschossene und brennende Kloster Messines vordrücken und eingesetzt wurden in die grauenvolle Reihe von rasch gegrabenen Schützengräben, die von den Vogesen bis in den Norden Flanderns reichten, da war aus den gutmütigen, vielleicht etwas philistrischen Landwehrleuten von einst eine Truppe geworden.

Die Novemberwochen im Schützengraben, dessen Dach im feindlichen Feuer wie im Regenmatsch immer wieder zusammenfiel und in der Nacht geflickt werden mußte, waren ein erschütterndes Erlebnis für uns alle. Ich war wohl der am Jahren älteste Frontsoldat, der in jenem Abschnitt draußen lag. Daß ich körperlich und seelisch stark gepackt war, ist kein Wunder. Ich habe meine Feldpostbriefe, die von der damals noch ganz neuen Art des Grabenkrieges eine Vorstellung zu geben versuchten, meist in den Nächten geschrieben. Der Graben war kaum einen Meter tief, man saß im Schlamm, eine Kerze im Hals der leeren Flasche leuchtete, Gegenstände, die man zu Boden fallen ließ, verfanen im Stroh, man mußte alles, was man brauchte, am Riemen um Schulter und Leib tragen: Feldstecher, Meldezettelblock, Revolver, Munition, Mütze, Ess- und Rauchvorrat. Nach neun Tagen und neun Nächten kamen wir auf zwei Mal 24 Stunden in ein Marmquartier, dann wurden wir wieder in der Nähe des Klosters in den Schützengräben geschickt. Kein Tag verging ohne Opfer. Meine Feldpostbriefe hatten die



Mit geschmückten Kanonen bei der Ausfahrt ins Feld

Heimat inzwischen erreicht und waren in der Zeitung erschienen. Man wollte sie nun sammeln und in einem kleinen Soldatenbüchlein herausbringen. Das ist erst später geschehen, als ich in Ansehung meines Alters aus der Front schon herausgeholt und vom Führer der 6. Armee, dem Kronprinzen Rupprecht von Bayern, beauftragt war, die „Killer Kriegszeitung“ zu gründen und zu leiten. In fast vierhunderttausend Exemplaren ist „An der Spitze meiner Kompanie“ als erstes Kriegsbuch des Weltkrieges verbreitet, in viele Sprachen ist es überetzt worden, selbst ins Japanische.

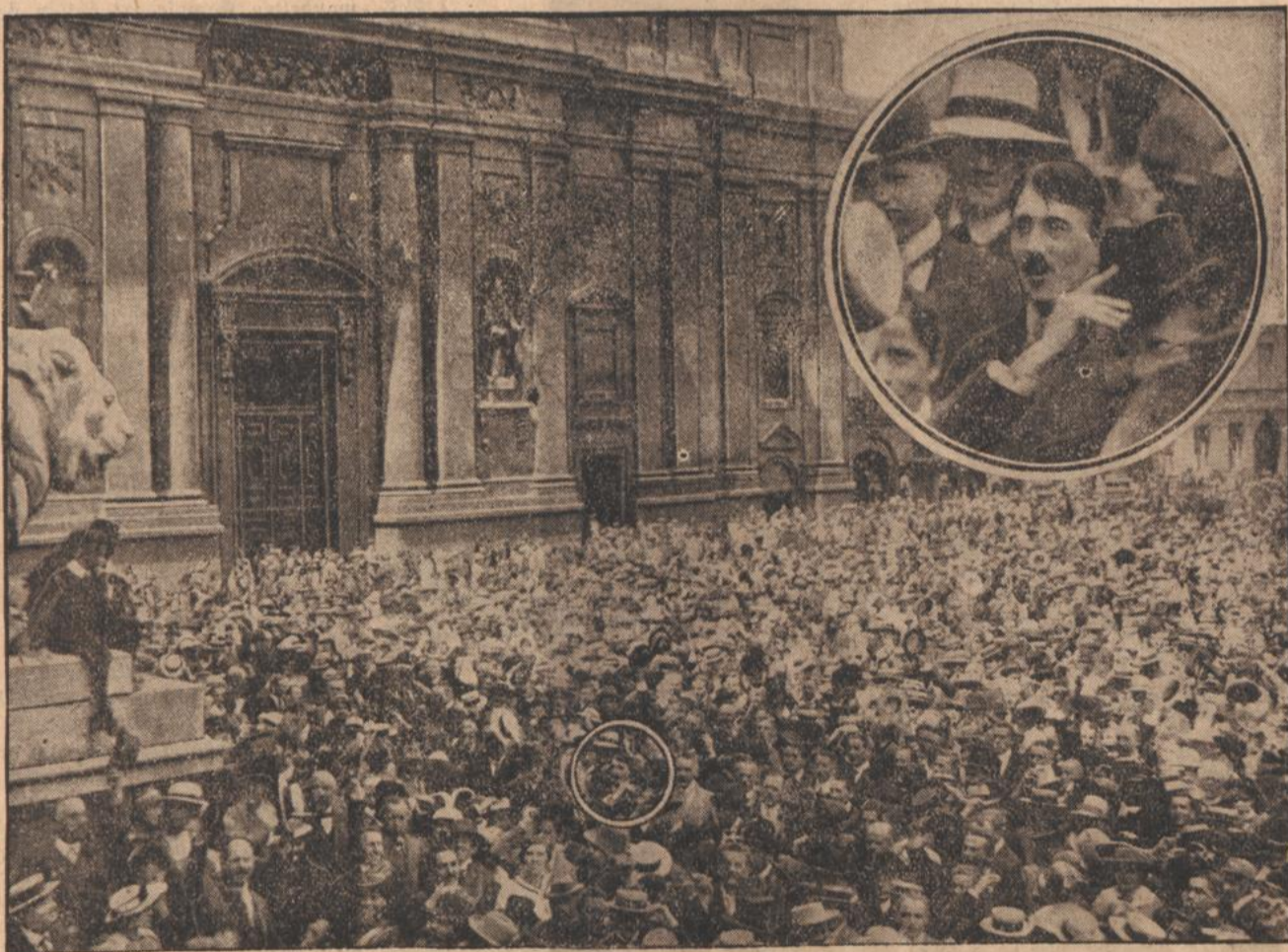
Ueberlese ich jetzt nach zwanzig Jahren, was ich damals zwischen Dienst und kurzem Schlaf geschrieben habe, so erkenne ich nur immer wieder das ehrliche Bestreben, die reine Wahrheit zu sagen, ein volles Bild unseres Erlebens zu geben, auch all das Schwere darzustellen, das uns auferlegt war. Daß unsere Brigade auf dem Vormarsch durch Belgien den Befehl gehabt hatte, bewaffnete Deckenschützen aufzugreifen, und daß ich einen belgischen Burtschen, der mit einem Jagdgewehr im Arm

auf dem Boden eines von meiner Kompanie durchsuchten Hauses im Feuer verdeckt aufgesteckt worden war, befehlsgemäß hatte erschließen lassen müssen, verschwieg ich nicht. Neun Jahre später verurteilte mich ein belgisches Kriegsgericht deswegen zum Tode. Das Urteil sollte in Berviers vollstreckt werden. Ich habe um die Erlaubnis, zu diesem Zweck belgischen Boden wieder zu betreten, nicht nachgesucht. Die Untersuchung des Falles, die in Berlin durch das Reichswehrministerium mit der Vernehmung der noch lebenden 82 Zeugen aus meiner Kompanie stattfand, hatte das Ergebnis, daß mir bestätigt wurde, ich hätte, ohne mich grober Insubordination schuldig zu machen, nicht anders handeln dürfen.

Aber ich habe in der stets gebotenen Fehle der Niederschrift, in der körperlichen Ermüdung und seelischen Erregung jener ganzen Frontdienstzeit wohl eines zu betonen verümt; daß uns allen jeder Haß gefehlt hat. Wenn meine Wehrleute hungrige Frauen und Kinder sahen, in Frankreich wie in Belgien, dann teilten sie ihr Essen mit ihnen, in manchem Quartier sah ich sie in der Küche sitzen, ein Franzosenkind auf dem Schoß, und mit einem alten Mütterchen radbrechen, das sie mit einer Tüte Schnupftabak glücklich gemacht hatten. „Arme Leute wie wir!“ sagte mir einmal einer aus meiner Kompanie. Ich fühlte es wie einen Vorwurf, es ging mir lange nach. Und jetzt, im Dritten Reich, weiß ich auch erst, wie berechtigt dieses unsichere Schuldbewußtsein war.

In seinem ganzen Glend, seiner ganzen Not hat der Krieg der früheren Weltgeschichte zu allermeist ja doch stets den ärmsten Volksgenossen getroffen. So gut und so ehrlich die Kameradschaft des oberen Standes mit dem unteren gemeint war: ein merkwürdiger Unterschied blieb doch immer.

Erst die große Volksgemeinschaft, zu der sich im Dritten Reich alle Deutschen zusammenschließen, durch Hitlerjugenderziehung, durch gemeinsamen Arbeitslagerdienst, durch SA-Kameradschaft vieler Jahre, kennt keine Standesunterschiede mehr. Und so wird es im deutschen Volk auch niemals wie in gewissen unfrühdlichen Nachbarländern eine Partei, eine Klasse geben können, die zum Kriege heßt, weil sie an den Rüstungen verdient. Eigennutz erscheint uns allen verächtlich. Wir schreiben nicht wie die unfrühdlichen Führer gewisser Nachbarvölker, die bis an die Zähne bewaffnet sind, nach Sicherheit. Wir verlangen nur, daß niemand unsere Ehre in den Staub tritt. So denkt, glaube ich, auch der kleine Nest, der heute noch von meiner Kompanie am Leben ist. Und so stolz meine alten Wehrleute sich ihrer schweren Kriegszeit erinnern können: keiner wünscht seinem Sohn die gleiche bittere Aufgabe.



Ein Bildokument aus den ersten Tagen des Krieges. Unter der tausendköpfigen Menge, die am 2. August 1914 auf dem Münchener Odeonplatz vor der Feldherrnhalle begeistert und erarissen die „Nacht am Rhein“ sang, stand einer, den niemand kannte. Dieser Unbekannte merkte sich am Tage darauf als Kriegsfreiwilliger bei einem bayerischen Infanterieregiment. Es war Adolf Hitler.

„Der Führer“

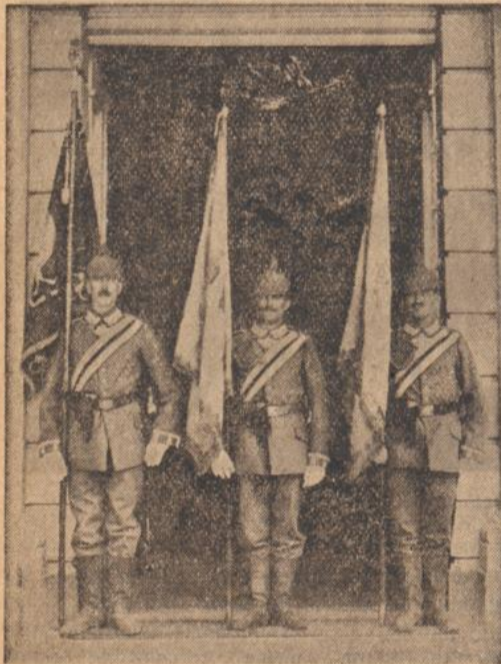
Donnerstag, 2. August 1934, Folge 210, Seite 11

Unsere Fahnen im Weltkrieg

Eine ruhmreiche Erinnerung zum Jahrestag des Kriegsausbruchs

(Nachdruck, auch auszugsweise, verboten.)

Unsere Fahnen im Weltkrieg. — Die Jüngeren und Jüngsten unter uns werden erkannt fragen: Bogen denn überhaupt Fahnen hinaus in den Weltkrieg? Das Bild, das das Völkerringen der letzten Jahre in uns hinterlassen hat, paßt so gar nicht zu dem Gedanken, daß zwischen Schützengräben und Drahtverhauen, Tanks, Fliegerbomben und Flammenwerfern Fahnen geflattert haben. Auch das ist richtig... Die Fahnen erlebten das erste Jahr des Krieges noch mit, den Rest nicht mehr. Und 14 deutsche Feldzeichen blieben vor dem Feind. Blieben, wie ihre Vorgängerinnen gleichen Geschicks unter Toten und Verwundeten, sanken



Die ruhmreichen Fahnen des 1. Badischen Selbstregimentes vor dem Ausrücken ins Feld

mit Kriegern ins Grab, die sie sich in ihrer letzten Minute um den Leib geschlungen, sind zum Teil noch heute verschollen.

Unzählig sind die Heldentaten um die Fahne auch im ersten Weltkriegsjahr gewesen. Die Entwicklung brachte es mit sich, daß wir darüber nur in vereinzelt Fällen etwas erfahren. Fahnenbänder und Fahnenringe kündeten früher von den Heldentaten um jene Heiligstümer. Nichts dergleichen ist nach dem Weltkrieg geblieben, und so haben wir heute ausführlichere Kunde nur von den Fällen, in denen die Fahne verloren wurde. Gerade hier ergeben die Nachforschungen unbefannte Heldentaten unbekannter Soldaten.

1840 Fahnen besaß die deutsche Armee bei Kriegsausbruch, heute sind von diesen noch genau 1260 vorhanden. Wo blieben die anderen achtzig? — Denn nur 14 blieben vor dem Feind! Eigentlich nur 13, denn bei der 14. handelt es sich um die seltsame Geschichte der Gardefahne des Feldmarschalls.

Jenes Feldzeichen des 2. Bataillons des 8. Garderegiments, das eigentlich zweimal existiert: einmal hängt es heute in der Garnisonkirche in Potsdam, einmal im Invalidendom in Paris, obwohl französische Frontkämpfer mehrfach darauf hingewiesen haben, daß es mehr Ehre bedeuten würde, sie zurückzugeben. Das ist die Geschichte jener Gardefahnen, die wie die Regimentsgeschichte zu erzählen weiß, im Jahre 1866 der Seconde-Lieutenant Paul v. Hindenburg mit seinem Leib bedeckte. Die Fahne, die die heißen Tage des August 1870 bei Gravelotte und St. Privat sah.

Und mit der Garde zog diese Fahne 1914 hinaus in den Weltkrieg. Wild wogte der Kampf am 26. September 1914 bei St. Leonard. Eine Kugel zerschmettert die Fahne. Unterhalb eines Fahnenringes wird die Stange abgeschossen. Ein Grenadier nimmt den Fahnenstumpf, einer trägt das verkürzte Panier mit dem durchlöchernten Tuch. Aber am Abend ist nur noch der Fahnenstumpf da. Das Tuch mit dem ganzen oberen Teil fehlt. Spurlos bleibt es verschwinden...

Ist es in die Hände der Franzosen gefallen? — Man beobachtet die französischen Berichte. Nichts! Wenn die Franzosen die Gardefahne hätten, sie hätten es in alle Welt verkündet. Aber wo ist sie? Lange gehen die Untersuchungen. Schließlich wendet sich das Regiment in einem Geheimbericht an den Obersten Kriegsherrn und bittet unter Darlegung dieser Umstände um eine neue Fahne: „... Nach Lage des Verhaltens trifft nach dem Urteile der vorgelegten Kommandoehörden niemanden ein Vorwurf. Das Bataillon hat sich wie in allen Kämpfen des Feldzuges auch hier, wo es sämt-

liche Offiziere und 414 Unteroffiziere und Mannschaften von 667 verloren hat, heldenhaft geschlagen...“

Der Kaiser erfüllte diese Bitte. So wurde auf das gereinigte Stück der Stange ein neues, und ein neues Tuch, aber ohne Spitze, aufgefertigt, und diese nun wieder als Fahne gefächelt.

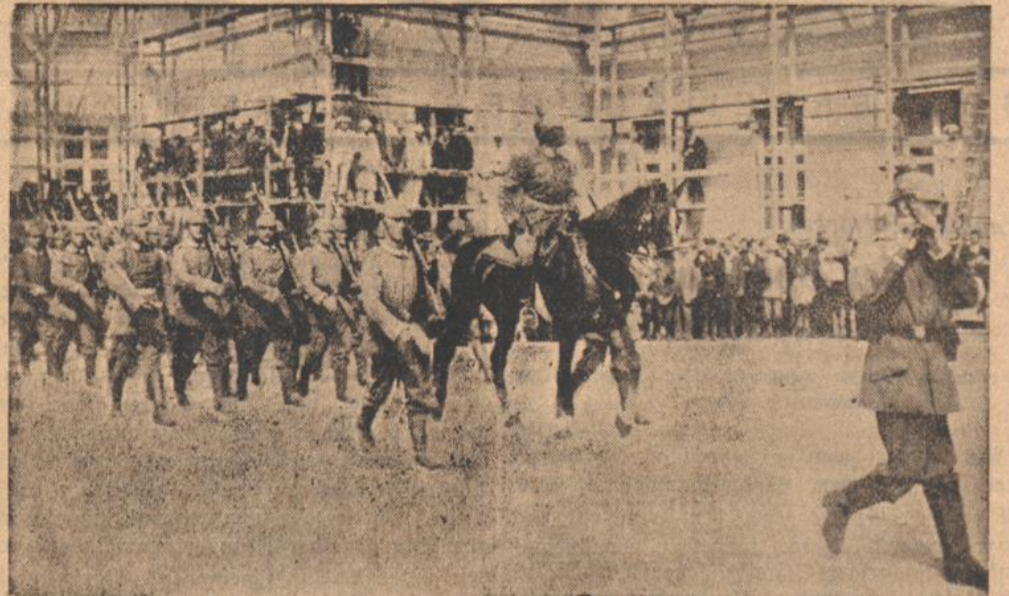
1920 fanden die Franzosen bei Umbettungsarbeiten von Kriegerleichen das Fahnentuch, das sich ein Grenadier um den Leib geschlungen hatte. Ein unbekannter Soldat, der das Heiligtum, für das er sein Leben gab, noch im Grabe hütete. Und so kam die Fahne des 2. Bataillons des 8. Garderegiments, die einst Hindenburg als Leutnant verteidigte, fünf Jahre, nachdem sie gefallen, als „Kriegstrophäe“ in den Invalidendom nach Paris.

Außer dieser Fahne blieben noch 13, 9 von ihnen hängen heute bei der Gardefahne des Feldmarschalls im Invalidendom in Paris, eine verbrannte, zwei ruhen noch heute an einem Eisenbahndamm, in der Marne-Schlacht vergraben, in französischer Erde, eine kam nach Petersburg, und ist seit der russischen Revolution verschwunden. — Wo fielen die 13 Fahnen?

Die erste, die wir im Weltkrieg lassen mußten, fiel noch auf deutschem Boden am 14. August 1914 im Gefecht bei Diephach — St. Blaise. Es war die Fahne des IV. Bataillons des 182. Regiments, die das II. Bataillon des 99. Reserve-Regiments mit sich führte. In der Gegend der Rahtstelle zwischen der VI. und VII. Armee hatte diese Truppe die wichtige Aufgabe, den Durchbruch der Franzosen nach Deutschland und zum Rhein zu verhindern. Von überhöhten Stellungen griff schwere französische Artillerie den Grenzschutz an. Aber das Rheintal blieb frei. Der Zweck des Grenzschutzes war unter schwersten Opfern erreicht. Wie heiligmächtig die Fahne war zeigen die Opfer: 33 Offiziere und 1700 Mann waren geblieben. „Sie haben“, so meldete der amtliche Tagesbericht, „zwar ihre Geschütze, aber nicht den Mut verloren!“

Die zweite Fahne, die fiel, war am nächsten vor Paris, mußte geopfert werden auf Boden, auf dem glücklichere Feldzeichen eine andere Schlacht gesehen hatten — bei Sedan. Ungestüm drang die Armee vor auf Paris. Mit an der Spitze das III. Bataillon des Reserve-Regiments 28 mit der Fahne des I. Landwehr-Regiments 68.

27. August 1914. — Ein regnerischer Tag, schlechte Sicht. Aus einem Wald kommt Seitenfeuer. Der Franzose greift an. Im Wald fällt der Fahnenträger. Ein anderer ergreift



Die Fahnenkompanie holt die Fahnen der Selbstregimenter im Schloß ab

das Panier, — auch er fällt. Ein dritter wird von einer Granate zerrissen. Und dann zerren Franzosen unter der Leiche das kostbare Tuch heraus. Ohne ihre Leute zieht die Fahne in Paris ein...

Die Fahne I/86 ging am 7. September 1914 im Nachtgefecht bei Azy en Multien verloren, die Fahnen II/Landwehr 81 und II/Landwehr 94 bei Waldgefechten am 9. September. Alle drei fanden die Franzosen unter Leichen beim Säubern des Schlachtfeldes. Die beiden Fahnen II/27 und I/Landwehr 72 wurden ehe sich die Reste der zusammengeschossenen Truppe ergaben, an einem Eisenbahndamm vergraben und ruhen noch bis heute unentdeckt in Feindesland.

Drei Feldzeichen gingen auf ähnliche Weise noch bis Anfang Oktober verloren, bis als letzte im Westen eingehüllte Fahne die des III. Bataillons des 6. Pommerschen Infanterie-Regiments Nr. 40 folgte. „Lebend geben wir Pommern die Fahne nicht!“, — dieses Wort haben jene Tapferen mit dem Tod befestigt. Von ihrer Heldentat kündet ein feindlicher Bericht. Das Regiment war völlig zusammengeschossen. Ein Sergeant, mit 3 Mann hielt noch die Fahne. Und schließlich stand der Sergeant, den Rücken gegen einen Baum, allein da mit der Fahne. Aber nur ein Augenblick, da sank er nieder zur Erde, — seine Brust hatte ein Lanzentisch durchbohrt. „Das war ein tapferer Mann...!“, so endet der Bericht der

englischen Zeitung „Weekly Dispatch“ vom 25. Oktober 1914.

Zwei Fahnen blieben im Osten — die Fahne des I. Bataillons Landwehrregiment 44 wurde am 9. Oktober 1914 in Bafalarzeno unter den brennenden Trümmern eines einfallenden Hauses, in dem sie stand, begraben und verbrannte.

Die andere war die Fahne des I. Bataillons des Füsilier-Regiments Nr. 94. In höchster Not wurde sie am 25. Februar 1915 in einem Ziehbrunnen versteckt, — das letzte Fahnenopfer des Weltkrieges überhaupt. Das Bataillon stand allein und auf verlorenem Posten gegen eine ganze Armee bei Juselowo. Das Unvermeidliche geschah. Als die letzte Patrone verschossen war, machen die wenigen Ueberlebenden beschließend ihre Gewehre unbrauchbar und ergeben sich, um zweckloses weiteres Blutvergießen zu vermeiden.

In diesen letzten Minuten gelang es dem braven Fahnenträger, das Fahnentuch des im Keller des Bataillons untergebrachten Feldzeichens von der Stange zu lösen, um einen großen Stein zu wickeln und in einen Ziehbrunnen zu verpacken. Eine kleine bestickte Ede hatte der Hauptmann Schimmelpennig abgetrennt und zu sich genommen. Sechs Jahre lang trug er sie unentdeckt bei sich, bis er sich aus sibirischer Gefangenschaft retten konnte.

Nach amtlichen russischen Berichten wurde nach Monaten die Fahne in dem Ziehbrunnen zufällig entdeckt und feierlich dem Baron überreicht. Seit der russischen Revolution ist sie spurlos verschwunden.

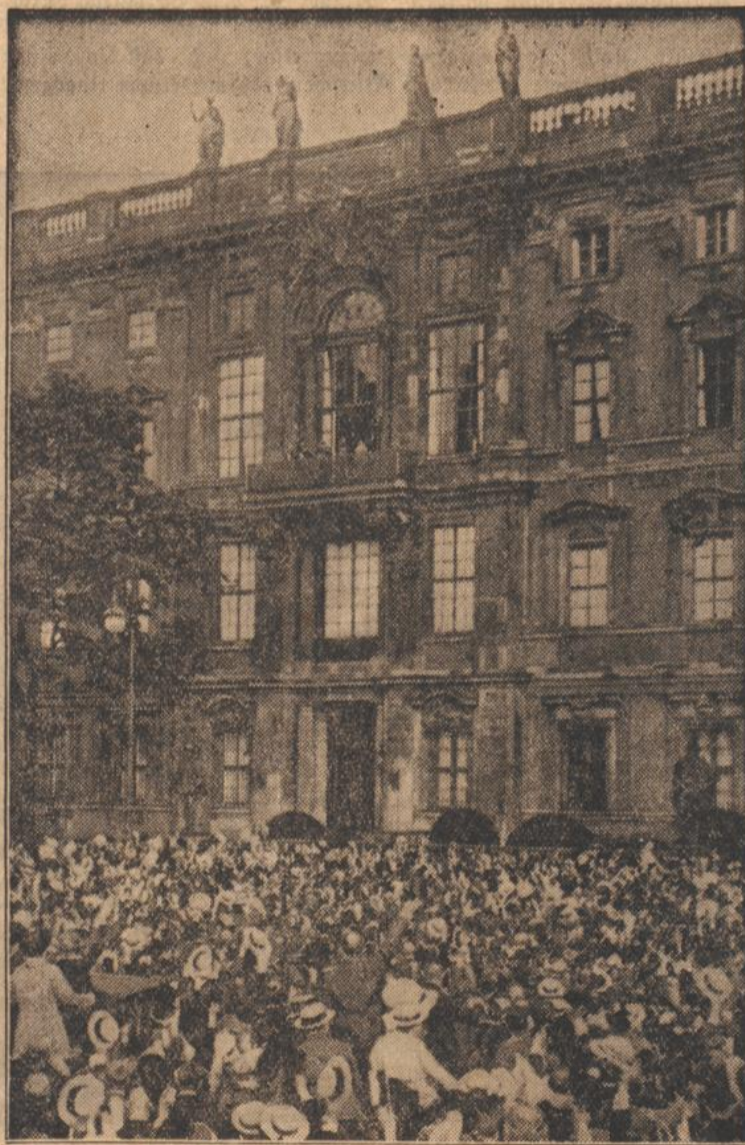
Inzwischen hatte der Krieg sein Gesicht gewandelt. Die Zeit der Bewegungskämpfe war vorbei, — in den Schützengräben war für die Fahnen kein Platz mehr. Und mit der gewandelten Kampfart hatten sie einen guten Teil ihrer herrlichen alten Symbolik verloren. Deshalb befahl der Kaiser, daß alle Fahnen und Standarten in die Heimat zu überführen seien und bei den Stellvertretenden Generalkommandos aufbewahrt werden sollten.

Hier warteten sie auf die Rückkehr der Streiter. Warten, — aber auf eine andere Heimkehr. — Und wo blieb der Rest zwischen eintritt und heute, wird man fragen. Von den 1340 Fahnen fielen 80, und wir haben nur das Schicksal von 14 erfahren.

Die Antwort ist bitter: 67 Fahnen wurden ein Opfer der November-Revolution. Zwar fielen ihr auf deutschem Boden nur zwei in die Hände, aber 65 deutsche Feldzeichen wurden in Polen verbrannt.

Um diese Fahnen vor den Händen der Revolutionäre zu retten, und um zu vermeiden, daß sie den Polen als Kriegstrophäen kamplos in die Hände fielen, entschloß sich der Stellvertretende kommandierende General, General der Infanterie von Bock, „Schweren blutenden Herzens“, wie er am 6. Dezember 1918 dem Kriegsministerium nach Berlin schrieb, die Fücher von den Fahnen und Standarten abzureißen und zu verbrennen. Ein anderer Ausweg blieb nicht: das Haus des Generalkommandos war von den Revolutionären umlagert, alle Fahrzeuge vom roten Soldatenrat beschlagnahmt. Aber das waren bittere Ausnahmen.

1260 deutsche Feldzeichen, Heiligstümer der alten Armee, die heute in Potsdam und München, Münster, Stettin, Königsberg, Kassel, Hannover, Karlsruhe, Stuttgart, Dresden, Hamburg und vielen deutschen Städten in Domen, Kirchen und Museen ruhen, die an Särgen ruhen, — sie künden von Treue, Heldennut und Größe.



Die historische Rede des Kaisers vom Balkon des königlichen Schlosses in Berlin

Karlsruher Regimenter ziehen ins Feld

Die Mobilmachung

Von Kurt Frhr. Rüdiger v. Collenberg, Major a. D. (1914 Adjutant des 1. Badischen Leib-Grenadier-Regiments Nr. 109)

Es waren heiße Juliwochen, die ich nach anstrengendem Sommerdienst im stillen Obenwald als langersehnte Urlaubszeit genießen wollte. Ich streifte durch Wälder und Felder, kümmerte mich wenig um Politik und Zeitungen.

Plötzlich plähten Meldungen von Verschärfung der Lage, drohender Kriegsgefahr in den ländlichen Frieden. Ich schenkte den Gerüchten wenig Glauben — lag doch — trotz allen politischen Prophezeiungen — der Gedanke eines Krieges uns innerlich viel zu fern. Ich wusste auch, daß ich bei der Möglichkeit ernstlicher Lage als Regimentsadjutant sofort zurückgerufen werden würde.

Als aber dann die Nachricht eintraf, daß die ganzen Brücken an der Bahnlinie Würzburg-Heidelberg von würdigen Landstürmern mit Gewehr und scharfen Patronen bewacht würden, wurde ich nachdenklich. Ich ordnete alles zur raschen Abreise und wollte in Karlsruhe anrufen, was an den Gerüchten wahr sei. Schon aber traf das Telegramm ein, das mich eiligst zurückrief und meinem Sommerurlaub ein jähes Ende bereitete. Der nächste Zug — in drängender Fülle von erregten Menschen bis auf den letzten Platz besetzt — brachte mich noch am gleichen Abend in die Kasernen.

Durch die dunkelnden Straßen wogte die Menge, erfüllt von vaterländischer Begeisterung. Man fühlte sich erhoben und mitgerissen durch das Empfinden rückhaltloser Gemeinsamkeit von arm und reich, jung und alt, durch das Gefühl mit allen innerlich verbunden zu sein auf Tod und Leben durch das Schicksal des geliebten Vaterlandes. So eilte ich der Kaserne zu, voll Stolz und Zuversicht.

Auf dem Regimentsbüro war schon alles in voller Arbeit. Die Schreibstuden hatten doppelte Besetzung, unaufhörlich klapperten — bis spät in die Nacht — die Schreibmaschinen klingelte das Telefon. Ordnungen kamen und gingen, Freiwillige drängten auf Annahme, mußten aber fast ausnahmslos vertrieben werden, bis das an Mannschaften überkomplette aktive Regiment die Garnison verlassen hatte.

Leider mußten wir auf den Büros darauf verzichten, an dem großen Erleben jener Tage teilnehmen zu können: die Pflicht hielt uns — buchstäblich Tag und Nacht — auf unseren Schreibstuden fest und gestattete uns nur kurze Augenblicke zu erhaschen, die sich vor unseren Bürosfenstern abspielten. Ging doch nun alles davon ab, daß Befehle, Anordnungen, Meldungen genau nach der Uhr sich abwickelten, wie sie in jahrelanger stiller Arbeit in den Mobilmachungskalendern niedergelegt und bis auf die letzte Patronentasche durchdacht worden waren. Ein Verlegen an einer der Anordnungsstellen und die ganze Maschine wäre in Mitleidenschaft gezogen worden. So hieß es für uns auf dem Posten bleiben. Kaum daß mir manchmal Zeit blieb, für einige Minuten nach Hause zu kommen. Ich konnte dankbar sein, daß ich auf Veranlassung unseres früheren Kommandeurs meine Mobilmachungsanweisung völlig zusammengeheftet liegen hatte — ich hätte keine Zeit mehr gefunden, mich darum zu kümmern.

An den kommenden Tagen glückte der Kasernehof einem Ameisenhaufen. Dort stand eine Abteilung älterer Reservisten und verpackte — nicht ohne Scherz und Lachen — die Helme, für die sich durchaus kein passender Kopf finden wollte. Eine andere Abteilung — halb Zivil, halb Militär — empfing die Gewehre und jeder betrachtete mit Ernst und Sorgfalt den treuen Kameraden, der ihn in den kommenden Kämpfen begleiten sollte. Eine andere Abteilung marschierte zum Impfen, wieder ein Trupp verpackte die Stiefel — diese für den Infanteristen so hochwichtige Tätigkeit, von der seine Leistungsfähigkeit bei den Märschen abhina. An anderer Stelle versammelte ein Hauptmann seine kriegstarke Kompanie und bald ging es hinaus zur letzten Generalprobe: zum geschäftsmäßigen Schießen.

Patronenwagen wurden mit scharfer Munition beladen, Bagagewagen zum Packen bereit gestellt.

An den Seiten des Kasernehofes dampften die Feldkassen, da die Bataillonskassen schon längst nicht mehr zur Verfügbung der anstreichenden Massen ausreichten.

Im Exerzierhaus standen in langen Reihen die ausgemittelten Bagagepferde — mit schönem gelbem Lederzeug — und zerstampfen den Fußboden, auf dem so mancher Grenadier in die Geheimnisse des langsamen Schrittes eingeweiht worden war.

Und in dieses geschäftige Gewühl ertönten von der Ferne anrückend, immer mehr answellend, unaufhörlich die „Wacht am Rhein“ — immer wieder neue Kolonnen Reservisten, die in tadelloser Ordnung — jeder mit seinem

Köfferchen in der Hand — vom Bahnhof in die Kaserne marschierten.

Vor dem Kasernegitter staute sich schwarz die Menge: alte Kameraden, die sich begrüßten. Angehörige, die schmerzlichen Abschied nahmen, Neugierige, die ergriffen in diese sich sammelnden Massen deutscher, kampfbereiter Männer blickten, Kinder, die begeistert miteinstimmten in die Kriegslieder der Väter und Brüder.

Lange Kolonnen mit Kriegsfahrzeugen — neu lackiert, wie Spielfachen an Weihnachten — durchratterten die Straßen.

Ungezählte Pferde — vom feurigsten Vollblüter bis zum schwersten Ackerpferd wurden zur Musterung geführt.

Die ersten Sicherungen der Maxauer Rheinbrücke und der Pulverfabriken zogen aus — kriegsmäßig ausgerüstet, fest und siegesfroh, als ginge es schon wirklich gegen den Feind.

In die allgemeine Begeisterung tönnten gelegentlich auch jähe Mißlänge: Nachrichten von aufgegriffenen und erschossenen Spionen, von fagenhaften feindlichen Millionenautos, die von Frankreich nach Rußland fahrend, unser Land durchzogen, von versuchten Sprengungen der Schwarzwaldbahn, von beobachteten Lichtsignalen von den Türmen des Ortenberger Schlosses wurden laut. Die so mehr und mehr erregte Volksstimmung machte sich dann hin und wieder in Ausbreitungen Luft, die an sich bedauerlich waren aber in solchen Zeiten nicht zu vermeiden sind. Der als Ausländer erkannte, abreisende russische Gefandte soll nur durch das Dazwischentreten besonnenere Leute vor tätlichen Angriffen beschützt worden sein.

Die Mobilmachung der Feldartillerie

Von einem Karlsruher Feldartilleristen

Eine neue Generation ist schon herangewachsen, seit das weltbewegende Wort gefallen ist: „Ich kenne keine Parteien, ich kenne nur Deutsche!“ Wir alten Soldaten gedenken dabei jener eigenartigen Empfindungen, die uns beim Ausbruch des Weltkrieges umfangen hielten. Es war ein unerklärliches Schwanken zwischen Ernst und Freude, zwischen Hoffen und Bangen; aber der ungeheure Mut und das Vertrauen auf die Stärke unserer gewaltigen Armee drückte jedes Angstgefühl zu Boden. Unter diesem Eindruck vollzog sich in ganz Deutschland die Mobilmachung mit der Regelmäßigkeit eines Uhrwerkes, trotzdem wie üblich schon vielerorts die Truppen ihre Garnisonen verlassen hatten, so in Karlsruhe das Feldartillerie-Regiment Großherzog (1. Badisches) Nr. 14. Es befand sich während jener kritischen Tage auf dem Truppenübungsplatz Heuberg. Zum ersten geschäftsmäßigen Schießen in der Abteilung am Morgen des 29. Juli auf der Stettener Straße versammelt, erwarteten die drei Batterien der ersten Abteilung den Befehl zum Einnehmen der Stellung, als mit außerordentlicher Anspannung der Regiments-Adjutant, der in der Champagne 1916 gefallene Hauptmann Friedrich v. Nippold, heransprengte, nicht, um uns für das Schießen in Gang zu setzen, nein, um in kurzen Worten dem Abteilungscommandeur zu melden: „Alles lehr ins Lager zurück; es geht nach Karlsruhe.“ Nach wenigen Stunden rollten die Büge mit Stößen und Batterien ihrer Garnison zu. Am 30. Juli war das ganze Regiment in die Kaserne zurückgeführt, und am 31. Juli war bereits die drohende Kriegsgefahr proklamiert worden. Die Mäher des Mobilmachungswerkes begannen anzu-



Die Karlsruher Feldartilleristen beim Ausziehen

Aber im allgemeinen können wir Deutsche in bezug auf die Selbstucht der Massen wohl jeden Vergleich mit den Feindnationen aushalten.

Mit einer gewissen Scheu sah man die schönen, neuen Autos mit rotem Kreuz auf weißem Grund durch die Straßen gleiten. Wann und in welcher Verfassung wirst Du wohl in solch

einem Ding liegen? mochte sich wohl mancher heimlich fragen.

Je weiter die Tage vorrückten, desto klarer sichtigte sich das anfängliche Gewühl, desto fester organisierte sich in sieghafter Ordnung das mobile Regiment. Und schon bauten sich neue Formationen auf: das Reserve-Regiment, die Landwehrformationen, die Stäbe, die Kolonnen — nebeneinander, ohne sich zu stören, ohne die Entwicklung des Andern zu hindern. Bis zum letzten Mann half ein jeder mit, diesen ersten unblutigen Sieg zu schlagen, den Sieg deutscher Organisation.

Unter klingendem Spiel zog die Kompanie in strammem Schritt zum Schloß, die alten, ehrwürdigen Fahnen zu holen, die schon Vätern und Großvätern vorangeweiht. Im Gesicht jedes Grenadiers konnte man den Stolz erkennen, an diesem historischen Augenblick teilnehmen zu dürfen. Unter den Klängen des altbadischen Parade-marsches wurden die flatternden Feldzeichen eingebracht.

Dann tönnten eines Tages schwer und ernst die Glocken durch die Stadt und riefen zur letzten stillen Einkehr — für manchen braven Grenadier zum letzten Mal. Bei aller Kampfeszuversicht wußte doch jeder Mann, daß wir schweren Zeiten entgegen gingen und daß der Kampf ein langer und harter sein werde. „Viele von uns werden nicht mehr nach Hause kommen“, sagte mir ein befreundeter Offizier in jenen Tagen — er hat recht behalten.

So rückte der letzte Tag — der Tag des Abschieds heran.

In offenem Biered stand das stolze, schöne Regiment — wie früher so manches Mal — auf dem Karlsruher Exerzierplatz. Die Fahnen entrollt, die aufgeschlängelten Seitengewehre in der Sonne glühend. Aus der Ferne über dem Rhein winkten die Höhen künftiger Kämpfe.

Kommandorufe — wie Mauern standen die Reihen: der Großherzog, von seinem Adjutanten umgeben, erschien, von seinem geliebten Regiment Abschied zu nehmen.

In kurzen, markigen Worten gelobte unser Kommandeur mit seinem ganzen Regiment die beschworene Treue zu halten bis zum letzten Mann — die Treue zu Kaiser und Reich, zu Fürst und Vaterland.

Wir alten Grenadiere können stolz sein: was wir damals gelobt haben in feierlich-ernster Stunde, das haben wir treu gehalten bis zum letzten Mann, durch all die schweren Jahre der Not hindurch — und auch darüber hinaus!

Rein und fleckenlos ist die Ehre des Leib-Regiments geblieben und vor keinem Urteil der Geschichte brauchen wir je scheu unser Haupt zu beugen. —

Der Säbel des Kommandeurs blühte hoch im Sonnenschein — ein dreifaches Hurrah dem geliebten Landesheeren und Regimentschef durchbrauste die Luft — die Fahnen senkten sich zur letzten Huldigung. —

Und dann rückten die Kompanien unter klingendem Spiel vom Exerzierplatz ab — wer mochte damals ahnen, daß es das letzte Mal war? Der Platz auf dem jahrelange, oft schwere und ernste Pflicht erfüllt worden war — lag still und hat sein schönes Regiment nicht mehr gesehen. . .

Die letzten Vorbereitungen wurden getroffen, die letzten Grüße rasch zur Post gegeben — der letzte schwere Abschied von Heimat und Lieben tapfer überwunden — und dann ging es hinaus in dunkler Nacht zum Westbahnhof.

Nach wurden Kompanien verladen — als ginge es zum Manöver in gasfreie Gegenden — ein letztes Schwenken der Helme, ein letzter Gruß — und die Büge rollten hinaus in die dunkle Sommernacht mit unbekanntem Ziel.

Bevor aber die Bläse langsam den Bahnhof verließen, war eine Kunde schnell von Mund zu Mund geilt: „Die Festung Völkchen ist gefallen!“

Der Krieg hatte begonnen!



Der letzte Kühle Trunk vor dem Ausmarsch

Der Führer

Donnerstag, 2. August 1914, Folge 210, Seite 13

Die Mobilmachung der Leibdragoner

Von Rittmeister a. D. Frhr. v. Rosen

„Drohende Kriegsgefahr!“

Landwehr ist zum Schutze von Bahn und Brücken eingelebt. Ich sehe das ungewohnte Bild: Soldaten mit aufgeschlagenem Seitengewehr an der Maxaubrücke! Eigenartig muten einen die altmodischen hohen Tische an. — Sinnend stehe ich am wuchtig dahinziehenden Rhein und überdenke die Folgen, die ein Krieg zwischen uns und Frankreich haben könnte.

Da klopf mir eine unbefannte Hand auf die Schulter: „Der Leutnant, soeben ist Frankreich der Krieg erklärt worden.“ Schnell fuhr ich zur Dragonerlaserne zurück und richtete mich für längere Trennung von Garnison und Familie.

Für uns Deutsche ist der 1. August der Tag, an dem der Mobilmachungsbefehl erging.

In der Dragonerlaserne herrscht schon an diesem Tage buntes Treiben. In großer, nur viel zu großer Zahl, strömen die Reservisten herbei, um gerufen oder nichtgerufen heraus-zuziehen zum Schutze der Heimat.

Die schmutz blaue Friedensuniform macht der feldbraunen Farbe Platz. Keiner von uns ahnt, daß er diese Uniform jahrelang ununterbrochen tragen sollte.

Überall sieht man frohe, zuversichtlich dreinschauende Gesichter. Es liegt ein Glanz über den selbstrührenden badiischen Reitern. Und diesen Glanz haben die braven Leute nicht verloren, denn sie hielten in Treue durch bis zum letzten Tage. Fragt sie, die übrig blieben, kein Mafel haftet ihnen an! Sie taten ihre harte Pflicht in vier langen Kriegsjahren als echte treue deutsche Reiter.

Die 2 1/2 Tage vor unserem Abtransport stellen vor allem an die Offiziere und Unteroffiziere hohe Anforderungen. Die Rollen sind verteilt. In Kilsfeld bei Aue wird scharfe Munition abgeholt. Die Bepackung der Bagage ist streng zu überwachen. Eiserne Portionen und Nationen sind auszugeben. Die Verbandspäckchen, Reservewaffen, Drahtschere, Drillzeug, Wäsche, Spaten, Schnürriemen, Feldmützen werden empfangen, die auszubehenden Bagagepferde gemustert und befestigt. Kurz, es gibt in den wenigen Stunden viel Arbeit. Kaum reicht die Zeit, um sein eigenes Haus zu verlassen.

Am Vormittag des 2. August ist das Regiment auf dem Kasernenhof zu Fuß angetreten. Stark und frohig klingt aus dem Munde des Regimentskommandeurs Oberstleutnant Graf v. Oeffler das Treuegelöbniß, das er an der heiligen Standarte dem Großherzog erneut ablegt.

Am frühen Morgen des 3. August 1914 ziehen die Leibdragoner von Tausenden begrüßt und geleitet, Pferd und Reiter mit Blumen geschmückt, nochmals durch das flaggenreiche Karlsruhe, um gegen den Erbfeind im Westen zu marschieren. Früh 7 Uhr werden die 1. Eskadron mit dem Regimentsstab auf dem Güterbahnhof verladen, ihr folgt kurz danach die 2. Eskadron auf dem Westbahnhof und der Stab der 28. Kavallerie-Brigade und später die 4. und 5. Eskadron auf dem Güterbahnhof.

Unter Hurraufen sehen sich die Züge in Bewegung. Bei Germersheim geht es über den Rhein. Noch einmal zeigt uns Sommerhimmeln Nebel und reichbestandene Felder der Pfalz, die schon verlassen von ihren Bestellern, Frauen, Greisen und Kindern überantwortet

waren. Sie winkten den vielen, vielen Zügen unablässig zu, die alle die Pfalz nach Westen durchzuführen. Dann folgte lothringisches Land, an dessen Westgrenze spät in der Nacht die Eskadrons in Driedorfhofen ausgeladen wurden und zum ersten Male Kriegsunterkunft in den Räumen einer Brauerei und in einem Exerzierhaus bezogen.

Befehlsempfang, Ausgabe von Karten und Munition!

In Ruhe war wenig zu denken. Es trug auch keiner Verlangen danach.

Viele, viele, die auszogen, sie ruhen jetzt in Frankreichs Erde. Wir aber haben sie nicht vergessen, die treuen Kameraden. Ihr Leben bedeutete eiserne Pflicht, ihr Sterben Selbstverständlichkeit, denn sie waren echte Soldaten als treue Reiter.



Die badiischen Leibdragoner rücken aus. Rechts Rittmeister Frhr. von Rosen, der Verfasser d. nebenstehenden Artikels.

Fahrt an die Front

Endlich war es so weit. Die paar ersten Mobilmachungstage vergingen im Wirbel der Vorbereitungen, der fieberhaften Erwartung, der höchstgepannten Diensttätigkeit. Man wachte buchstäblich oft kaum, wo einem der Kopf stand.

Es ist der Nachmittag des 6. Mobilmachungstages. Das Bataillon steht auf dem Kasernenhof, fertig zum Abmarsch. Die Kompanien in Aufzügen nebeneinander, dahinter die Gehecksbagage. Am linken Flügel der Sanitätswagen mit seiner roten Kreuzflagge. Eigenartig berührt uns dies Zeichen helfender Nächstenliebe.

Der Bürgermeister spricht. Wir fühlen fast körperlich die Liebe, die uns wie ein Mantel umhüllt. Abschied, Wiedersehen, Treue und Dankbarkeit, aus fernen Weiten hallen die

Worte an unser Ohr. Dann spricht der Alte. Drei Hurras schallen durch die Gewitterschwüle. Vom Kirchturm erklingen die Glocken, die traurigen Glocken der Heimat. Wir spüren einen eigenartigen Druck in der Kehle.

„Das Gewehr über!“. Auch-zuck, das Eisen klirrt. „Mit Gruppen rechts schwenkt — Kompanie — Marsch!“ Rums-rums-rums — wuchtet die Erste zum Tore hinaus. Die Muffel spielt: „Muh i denn...“ — Auf den Straßen ist alles schwarz von Menschen. Was keine hat, ist unterwegs. Endloses Rufen, Hüteschwenken, Kinderhochheben. . . Dazu die drückende Glut, das schwere Gepäck, die Aufregung der letzten Tage.

In einer Straßenecke stehen in Haufen die schon eingekleideten Kameraden des Reserveregiments, das 8 Tage später aufrücken soll. „Auf baldiges Wiedersehen!“ — „Macht, daß ihr bald nachkommt!“ „Laßt uns noch ein paar Ähr!“ — so fliehet es herüber und hinüber. Mancher Jugendfreund steht dort auf dem Fußweg, den ich nie wiedersehen sollte. — Kurz vor dem Bahnhof entläßt sich ein Gewittergroll. Wir merken es kaum. Die vielen Frauen, Bräute, Mütter, Väter, Kinder marschieren unentwegt mit uns weiter. Was macht das bishigen Regen, jetzt, wo es um Deutschland ach!

Und dann sitzen wir in unserem Salonwagen. „42 Mann oder 8 Pferde“, so hatte ich oft als Junge an den Viehwagen gelesen. Jetzt wukten wir, wie das gemeint war. Harte, gerabte Bänke hatte man hineingestellt. Kein Stroh, an der Decke eine Deluzel. So sah unser „Abteil“ aus. Aber das war alles selbstverständlich, Krieg ist kein Zunderleben. Wehe dem, der gemurrt hätte!

Abschied! Abschied! Fern hinter der Sperre stehen die Lieben. Soll das das Letzte sein? Wir können es uns nicht denken. Schon wollen wir bitter werden, da öffnen sich die Schranken und — wie eine gestaute Flut in

die Schenke rauscht und aischtet, so quellen die Taufende auf den Bahnhöfen. „Karl!“ — „Hier! Hier!“ — „Marie!“ — „Walter!“ — „Erste Kompanie?“ — „Hier dritte!“ — „Wo ist die zweite?“ — „Feldwebel Harms!“ — „Weiter hinten!“ — So schallt es bunt durcheinander. — Ein Bogen, Strömen, Rufen, Schreien, Lachen, Weinen, Suchen und Finden! Mit einem Satz sind wir draußen — zum allerletzten Abschied. Kristallklar steht der Schmerz dieser Abschiedswonne in unserer Seele. Ein Darüberhinaus gibt es nicht mehr. Nun ist es gut. Nun fort. Die Minuten brennen wie siedendes Del.

Ta-tata-ta-tata —, tata-tata-tata —, klingt das Signal zum Einsteigen. Wir klettern in die Wagen. Drei-, vier-, fünffach übereinander stehen wir in den Schiebetüren. Der Zug rückt an. Ein tausendstimmiger Abschiedsschrei halt durch den Raum, der schon so manchen Abschied sah, dergleichen aber nie erlebte, nie wieder erleben wird.

Kunstfertige Hände zaubern Bilder und Inschriften an die Wände. Der Fronthumor wird geboren. Mit einem Schläge sind die berühmten gewordenen Witzersagen da. „Jeder Schuß, ein Kuh. Jeder Stoß ein Franzos.“ „Jeder Tritt, ein Brit“, jeder Klaps, ein Japs.“ — Woher? Das wukte kein Mensch. Es war eben da. Göttlicher Humor des deutschen Soldaten. „Bei ungünstiger Witterung findet der Krieg in Saale statt“, usw. Es war köstlich.

Überall das selbe Bild. Ob die „Bummser“ neben ihren Kanonen an uns vorbeifuhren oder die Kavallerie hemdärmelig ihre Pferde betreute, ob andere Infanterietransporte auf den Nebengleisen hielten, überall das selbe Bild: fröhliche Gesichter, aufgeschlossene Mäuler, Humor, unverwundliche Laune im selbstgegrauerten Kleid, umgeben von grünem Laubschmuck. Kein Mensch weiß, wie und wo das anfang. Es war eben da. Es lag in der Luft. Es war der sichtbare Ausdruck der seelischen Feiertimmung, die alle ergriffen hatte.

So fuhren 1914 Deutschlands Söhne an die Front.



Angehörige begleiten die ins Feld rückenden Soldaten

Und alle, alle kamen . . .

Hatten wir doch wieder einmal einen richtigen Tag erwischt und die Kinderseele unseres Klassenlehrers entdeckt. Sonst hätte es heisse böse „geraucht“, konnte unser Aufpasser doch schier nicht mitkommen, all die Namen auf der Tafel zu vereinigen, um uns wegen des „Schwäbens“ beim Erscheinen des getreuen Erziehers „anzufreudeln“. Na, wir Bengels hörten es soll Krieg geben, kufierte doch so eine Parole. An Datum schrieben wir 1905. Hei, wie wollte da jeder mitmachen, Offizier werden und mit blankem Säbel den Soldaten vorauslaufen. Und dabei wollten wir sein bei siegreichen Schlachten, drauflosstürmen wie anno 1870/71, hörten wir doch oft in der Geschichte von einem unserer früheren Klassenlehrer, der dabei war, was für ganze Kerle sie waren. Ja, wenn die Spielbuben von den umliegenden Dörfern auf den großen verzierten Leiterwagen, mit Bänder geschmückten Hüten, von der Musterung heimzuführen, da rasten wir auf den Gehweg neben den Gespannen her, oder wenn die flotten Militärparaden in den Häuserquadern unserer Großstadt widerhallten, da nüteten alle die Mahnungen von Vater und Mutter nichts, die Treppe hinunter und mitmarschiert im Takt, war eins. Manchmal dampfte schon lange die Suppe auf dem Tisch und die Eltern ängstigten um ihren Knirps, weil Stunden vergingen bis man wieder heimfinden konnte. Und folgte die Strafe des gestrengen Vaters, alles war wieder vergessen, hörten wir andern Tags das Rasseln der Geschütze und Proken unserer Artillerie von Gottesau oder das Vorbefahren des Trains, das die Häuser in Erschütterung brachte.

Also schwachten wir tüchtig in einem fort, nicht ahnend, daß ein Ohr an der Klassenzimertür lauschte und einen Jeden aus dem Geplapper herausnahm. Selbst erstreckt über keine Schützlinge griff nun auch der Lehrer in unser Thema ein, und aus der bevorstehenden „beliebten“ Rechenstunde trieben wir Geschichte.

Eine Erinnerung, die uns 1914/18 auf einmalem nächstlichen Schützengrabensposten oftmals unser Gedächtnis auffrischte.

Wir schrieben 1914. Trompetensignale kündeten die Mobilmachung des deutschen Heeres. Glücklich war die Lehre überstanden. Die älteren Arbeitskameraden in den Betrieben verließen ihre Plätze, um zu den Fahnen zu eilen. Fieberhafte Tätigkeit herrschte allerorts. Auch die Polizei bekam ihren Teil davon ab; denn bei vielen trat noch gesteigerte Nervosität in Erscheinung; das Gespinnst der „Spionage“ hatte Blütezeit, und so belebte außer den neuen grauen Felduniformen gar zu oft eine Schar Kinder vor dem Bezirksamt oder sonstigen Polizeiwachen das Straßenbild; denn „draußen am Wasserwerk wollte ein Spion als Frau verkleidet das Wasser vergiften.“ — „Zwei französische Offiziere, als Krankenschwestern verkleidet, wurden gerade erwischt, ehe sie eine Eisenbahnbrücke sprengen konnten.“

Manch Unschuldsklamm wurde, Verdacht erregend, so in das Netz der Polizei verstrickt.

Draußen aber in den Kasernenhöfen glich es einem Bienenschwarm, Bagagewagen in schnurgerader Linie standen fest verstaubt, zum Abtransport bereit. Und während so die gedienten Jahrgänge auch in den Schulen Massenquartiere bezogen, auf manch öffentlichen Ge-

bäuden die Flagge des Genfer Roten Kreuzes aufgezogen wurde, drängte sich Deutschlands Jugend vor die Kasernentore und begehrte Einlaß:

Die ersten Kriegsfreiwilligen kamen

Siegesnachricht auf Siegesnachricht kündeten Glockengeläute in der Stadt. Deutschlands Jugend will mit der Waffe in der Hand dem Vaterlande dienen. Und nicht aufs erste Mal glückte der Anlauf. Die Einkleidung der gedienten Soldaten und der immerwährende Nachschub brachte manchem bittere Enttäuschung. „Es werden vorläufig keine Freiwilligen eingekleidet“, kündeten Plakate an den Kasernentoren. Und nahm man davon Kenntnis an der Grenadierkaserne, so machte man sich rasch auf die Beine, um bei der Artillerie, beim Train oder sonstwo Unterschlupf zu finden. Aber überall das selbe Bild. Nun hieß es „auf dem Damm zu sein“, um die Gelegenheit nicht zu verpassen.

Es hat geklappt! Erstaunte Gesichter gab's als des Mittags der Fiskus im Drillisch zu Hause erschien und Meldung erstattete, daß er von heute ab Grenadier sei. Nun kam das Soldatenleben. Jeder riß sich zusammen, um ja nicht aufzufallen, sonst durfte er nicht mit. Kameradschaft herrschte vom ersten Tag ab auf der Kasernensstufe. Ei, gab es da ein Suchen auf den Kammern beim Verpassen der „Klammotten“. Wir wurden in die 1. Garnitur gesteckt, so kleine Abenteurer an den Füßen befestigt, und wenn auch die Nacht etwas scheuerte, die Hauptsache war, daß wir eine Uniform verpaßt hatten und somit Gardefolbat waren. Auf dem „Exer“ begann die „Bimlerei“ und wie gingen wir darauf los, wenn es hieß: „Fällt

das Gewehr!“, Da Plakmangel war, durften wir anfangs zuhause schlafen. Mit dem „Kupper“ unterm Arm bestiegen wir die Elektrische, holzierten als iramer Grenadier nach Hause und hatten einen Stolz, wenn die Nachbarschaft unser Draufgängertum bestaunte. Aber noch stolzer fühlten sich die Eltern, wenn sie mit ihrem Grenadier einberührt wurden. Nach kurzer Zeit in das Kriegshandwerk eingeweiht, kam der Abtransport zur Front.

„Die Vöglein im Walde, die fangen so wunderlich. In der Heimat, in der Heimat, da gibt's ein Wiedersehen!“ So marschieren wir hinaus aus dem Kasernenhof. Von allen Seiten flogen uns Blumen zu. Von den Schwärmen eilten Unbekannte herbei, überschütteten uns mit Liebesgaben. Selbst die Kaufhand-schube mußten noch gefüllt werden. Dichtgedrängt stand die Masse am Bahnhof. Und mit „Muh i denn zum Städtle hinaus“ ging frontwärts. Überall auf den Bahnhöfen jubelte man den Freiwilligen zu. Und in uns selbst schien keine Sorge. Schulkameraden hielten zusammen in ihren Korporalkaffen. Und als wir an der Front ankamen, drückte bei der Einteilung jeder zum andern, damit wir in die gleiche Kompanie kamen.

Und draußen? Gleich am zweiten Tage erlebten wir die Feuertaufe. Sie war hart. Mancher der Neulinge sah rasch die Heimat wieder. Und die Alten? Kameradschaftlich nahmen sie sich um uns an; gaben uns Rat-schläge und Verpflegungsmittel. Bald kannte man keinen Unterschied mehr zwischen dem Gedienten und dem „Erfag“.

So teilten wir 4 Jahre ein Kriegerleben, deutsche Volksgenossen lebten in Kameradschaft! Hermann.